

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 6 (1902-1903)
Heft: 4

Artikel: Draussen in den Schären
Autor: Hilditch, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664227>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Jahreschluß.

Von Marie Hunziker-Thommen, Aarau.

Wo sind die Blumen, die ich pflückte,
Die fröhlich brach die Kinderhand?
Wo ist die Rose, die mich schmückte,
Die ich ins blonde Haar mir wand?
Die Zeit hat leise drin gewoben —
Sie sind zerstoßen.

Wo sind die Stunden, da getrunken
Vom Lebenskelche ich mit Lust,
Und warmer Daseinsfreude Funken
Mir selig glühten in der Brust?
Sie flossen in der Zeiten Bronnen —
Sie sind verronnen.

Wo sind die kammerschweren Tage,
Da jeder Freudenlaut verklang?
Da schwer und trübe nur die Klage
Zum Himmel ihren Fittig schwang,
Da Dornenkronen mich umschlangen?
Sie sind vergangen.

Ihr Wellen rauscht und rauschet weiter
Vorbei, vorbei im Strom der Zeit!
Noch führt die gold'ne Jakobsleiter
Ins Lichtgewölk der Ewigkeit.
Noch seh ich einen Himmel offen
In sel'gem Hoffen.



Draußen in den Schären.

Von Jakob Hilditch.

Nachdruck verboten.

Draußen am Eingange des schmalen Fjords, hart an der Meerenge, liegt eine Reihe flacher, nachtgeschliffener Klippen und Schären. Viele derselben sind so niedrig, daß sie bei Hochflut beinahe unter Wasser verschwinden, und wenn der Seewind das Meer landwärts peitscht, ist die ganze Inselgruppe wie in Schaum gehüllt.

Viele haben sich gefragt, warum sich nicht ein Leuchtfeuer auf einer der Schären befinde als Zeichen für die Seefahrer, die in dunkeln Sturmnächten fast hilflos vor der drohenden felsigen Küste kreuzen müssen. Nach Aussage kundiger Leute hat dies seinen Grund in dem Umstand, daß selten jemand etwas droben in dem engen Fjord mit den fast unbewohnten Ufern zu tun hat und somit eine Beleuchtung des Eingangs entbehrlich scheint. Andere, ebenso Kundige, behaupten mit wichtiger Miene, daß der Leuchtturmwächter auf dem nahen Vaerö aus allen Kräften sich der Errichtung eines Leuchtfeuers draußen in den Schären widersetze, weil er die Konkurrenz fürchte. Genug — sicher ist, daß schon manche Fahrzeuge in Sturmnächten mühsam in den engen Fjord hineinzudringen versuchten, um dort still das Ende des Sturmes abzuwarten. Es ging gut, wenn

ein Lotse oder ein kundiger Führer an Bord war, aber es geschah zuweilen auch, daß es übel ausfiel.

Dicht an der Mündung befindet sich im Fjord eine Schäre, die, niedrig und verwittert, bei Landwind gerade sichtbar ist, bei Seewind ganz unter Wasser steht. Die „Scharbe“ wird sie genannt. Schon mehr als ein Schiffsbug rannte gegen ihren Rücken. Im Jahre 1872 strandete dort eine dänische Galeasse; der halbe Teil des Rumpfes fuhr auf die Schäre, wo er entzweibrach; den hintern Teil nahm die See, indes das Vorderteil während eines stillen Sommers dort stehen blieb, bis es die Wellen in einer stürmischen Septembernacht fort-rissen. Nicht eine einzige Seele war bei diesem Schiffbruch gerettet worden.

Später geschah es zuweilen, daß Fahrzeuge auf die „Scharbe“ gerieten und mehr oder weniger Schaden nahmen; meist kam es vor, daß sie tief genug gingen, um festzufahren, ehe die Schäre selbst erreicht war; später wurden sie dann von irgend einem Dampfer flott gemacht und kamen mit einem tüchtigen Leck im Boden davon.

Nach längerem Unwetter benutzten die Leute am Lande gern den ersten stillen Tag, um in zwei, drei bis vier Boten hinaus nach der Schäre zu fahren und Holz und anderes Material zu sammeln. Planken von Eichen- und Teakholz wurden manchmal draußen gefunden und waren stets willkommen. Zu Spanten und Bugen an kleineren Segel- und Verdeckbooten waren solche Hölzer sehr dienlich und manchmal geschah es sogar, daß man Spanten und Stevenstücke ganz fertig draußen fand.

Von der Inselgruppe selbst draußen in der Meeresenge galt nur ein einziger Holm*) als geeignet zum Aufenthaltsort für Menschen. Es war einer der äußersten und größten; Myrholm wurde er genannt. Außerhalb desselben zog sich eine Reihe von kleineren Riffen wie ein durchbrochener Molo nach dem Meer hinaus. Sie hießen „die Blauschären“, „die Böcke“ und „die Krabben-schären“, alle so unansehnlich, daß sie auf der Karte nicht einmal genannt, sondern nur punktiert waren.

Seinen Namen hatte Myrholm wahrscheinlich davon erhalten, daß sein mittlerer Teil, der bedeutend tiefer lag, zum großen Teil eine Moorstrecke**) bildete, die sich der Länge nach von Osten nach Westen zog und durch eine Lücke in den Steinmassen am Außenrand des Holmes wie durch ein breites Tor hinaus nach dem flachen, mit weißen und blauen kleinen kugelrunden Steinen bedeckten Strand und hinab nach dem Meer lief. Es war, als wenn diese Lücke in der kompakten Steinmasse des Holms zum Landen einlode.

Aber gleichwohl war Myrholm unbewohnt geblieben, wie wenn niemand den Mut gehabt hätte, sich dort niederzulassen, und man sich vor der Einsamkeit dort draußen gefürchtet hätte. Im Sommer konnte es wohl zur Not an-gehen, aber im Winter — in dem langen, schrecklichen, dunkeln Winter!

*) Holm = kleine Insel.

**) Myre = Moor.

Da geschah das Unglaubliche.

Den Strand entlang, von Sund zu Sund, von Bucht zu Bucht, lief einer Welle gleich, das Gerücht, daß Peter Matthias Digersund, der Gehilfe des Lotsen Anders Johannsen auf Vaerö, mit Johanna, der Tochter des Iekttern, „unglücklich“ geworden sei, und daß sie, um ihre Schande zu verbergen, ihn bewogen habe, auf der Stelle Hochzeit zu halten und nachher mit ihr hinaus nach den Schären zu ziehen und auf Myrholm feste Wohnung zu nehmen, wo er sich hauptsächlich durch die Fischerei zu ernähren gedachte, bis er draußen auf der länglichen Moorstrecke etwas anbauen konnte. Daneben wollte er als Lotse dienen, wenn sich Gelegenheit dazu fand, ohne dem Lotsen auf Vaerö den Verdienst zu schmälern.

Das Gerücht erwies sich als wahr. Der Lotse auf Vaerö ordnete die Angelegenheit in Bezug auf das Nutzungsrecht auf Myrholm. Zwei große Deckboote brachten ein paarmal Balken und Mauersteine hinaus, und später kamen Arbeiter, zwei Zimmerleute und Matthias Digersund selber. Man sprengte Steine und legte die Grundmauer, und in kurzer Zeit war das Wohnhaus fertig. Im Sommer kam das erwartete Kind zur Welt, kurz darauf war Hochzeit und Kindstaufe, und eines Tages im Juli landeten der Lotse und seine Tochter Johanna mit dem Kinde. Der Vater blieb ein paar Tage auf Myrholm, bis er und Matthias eine Art Brücke am Strand gebaut hatten; dann reiste er heim zu den Seinigen, nachdem er Matthias versprochen hatte, daß kein Groll zwischen ihnen sein solle, falls dieser sich mit Johanna und dem Kinde draußen auf Myrholm durchbringen könne.

Matthias meinte, dies habe keine Not. Das Haus war gut und warm; er hatte ein großes neues Segelboot und dazu einen Brahm. Fischereigeräte besaß er fast im Ueberfluß, wenigstens ein Duzend Hummerreusen, kleinere Netze, Leinen und Angelschnüre, alles, was er nötig hatte. Dazu kam, daß er selber voller Mut und Johanna stärker und unverdrossener war, als Frauen meist zu sein pflegen. Wuchs dann noch der Junge heran, gesund, klug, dann konnten sie wohl zeigen, daß das Leben draußen in den Schären wie ein Spiel war.

Und das Leben fing gut an, dort draußen. Das Stückchen Kartoffelacker, das zuerst nahe neben dem Hause hergerichtet worden war, wuchs im Lauf der Jahre und dehnte sich bis über die Mitte des Holms hinaus. In wenigen Jahren wagte es Matthias, sich auch eine Kuh anzuschaffen. Es war besonders Johanna, seine Frau, die ihn dazu antrieb; sie war kräftig und fühlte das Verlangen, mit Hand anzulegen.

Später, als der Knabe, der die Namen Johann Peter erhalten hatte, heranwuchs und gerade groß genug geworden war, um, sorgfältig eingewickelt, im Hinterteil oder auf der Borderschott des Bootes untergebracht werden zu können, nahm die Frau das Kind mit und fuhr mit dem Manne auf den Fischfang aus. Sie half Netze und Hummerreusen einsetzen und heben, und mit Angelschnüren verfuhr sie geschickter als mancher Mann. Oft war sie dabei

gekleidet wie ein Fischer, in Jacke, Seestiefeln und Südwester. Stadtleute, die auf Vergnügungstouren draußen in den Schären sie zufälligerweise in diesem Anzug gesehen hatten, behaupteten, daß sie schön wäre. Die Damen fanden etwas höchst Reizendes, wild Bezauberndes an ihr. Sie hatte gelbliche Hautfarbe, kohlschwarze Augen und glattes, braunschwarzes Haar, war groß und gut gewachsen und hatte nur vielleicht etwas zu sehr zusammengekniffene Lippen. Matthias fand, daß sie Respekt beanspruche, hatte aber auch meist den Eindruck, daß sie viel Entschlossenheit besitze. Denn die Tatsache stand unzweifelhaft fest, daß sie es von Anfang an gewesen war, die ihn verführt hatte, und nicht umgekehrt. Sie hatte sich in ihn verliebt, das merkte er zeitig; so wurde er willenlos unter ihrem Blick, und dann geschah es. Später hatte sie alles bestimmt: die Hochzeit, die Hals über Kopf gefeiert wurde, gleich nachdem das Kind zur Welt gekommen war, den Auszug in die Schären, die Stelle, wo das Haus stehen sollte — alles. Er folgte ihr willenlos in allem, und es fiel ihm nicht schwer, da er sie so sehr liebte und weil so viel gesunder Sinn in allem lag, was sie sagte oder tat.

Es war, als wenn sie ein angebornes Geschick für alles mögliche hätte, eine eigne Fähigkeit, zu überwinden, was sie sich vorgenommen hatte, und ein ausgezeichnetes Talent, sich überall zurecht zu finden. Es war, wie wenn sie mit der See, mit dem Himmel, mit der ganzen wilden Natur dort draußen vertraut wäre und eine ganz andre Geschicklichkeit für alles hätte als andere Leute — gleichwie ein Fahrzeug, das mit beinahe trockenem Deck einen Sturm vor Anker aushalten kann, während andere Deckladung und Tafelwerk verlieren.

Wenn sie vom Fischfang kamen — wobei das Kind im Heck lag, er mit einem Paar Ruder auf der nächsten Bank und sie mit einem andern Paar vor ihm saß — und es in die Bucht hineinging, wenn sie sich in die Ruder stemmte, um die schnelle Fahrt zu hemmen, ans Land stieg oder auf den Sandboden, gleich nachdem das Boot aufgestoßen war, und mit einem kurzen kräftigen Zug das Fahrzeug mit ihm und dem Kind halbwegs auf das Trockne zog, da kam es ihm immer vor, als wenn sie etwas besonderes wäre, stärker und kühner als andere Weiber, williger, den Bruderteil von allen Schweren im Leben des armen Mannes draußen in der Einsamkeit auf sich zu nehmen. Und er lächelte ihr gutmütig, vertrauensvoll zu — sie war ihm so unendlich lieb. Sie lachte ihn wieder an, warm und frisch mit einem Farbenschimmer auf den gelblichen Wangen, und wenn er ihr das Kind hinreichte und sie es in die Arme nahm, dann sagte sie immer mit seltsam warmer Betonung: „Dank, Matthias.“ Es war, wie wenn sie für das Kind danken wollte von der Zeit an, wo es zur Welt gekommen war und Anlaß zum Auszug in die Schären gegeben hatte.

Matthias, das Kind, der Holm mit dem Hause darauf, die Klippen ringsum, das Boot, die See waren ihr eine Welt voll stillen Jubels. Am meisten von allem war es vielleicht das Kind, über das sie solche Freude empfand, da sie es so ganz als ihr Eigentum betrachten konnte, wenn sie zurückdachte an

das Erwachen ihrer Liebe, an das stille Geheimnis, die Angst und den Schrecken über ihr Unglück, dann den Kampf mit ihrem Vater und nachher das stille, glückliche Beisammensein mit dem Kinde, wenn der Mann draußen auf der See war. Zu andern Zeiten war ihr alles gleichbedeutend, das Kind, Matthias, das Haus, ein einziges Glück!

Der Knabe wuchs heran. Er lernte allein umhertrippeln, er durfte sich ohne Begleitung hinab an den Strand wagen; er durfte im Prahm liegen und hinab auf den Meeresgrund starren, durfte das Netz nehmen, um Seetiere damit zu fangen, er erhielt seine eigene kleine Angel mit einer Schnur, durfte zu des Vaters Köderkasten gehen und nach eigenem Belieben Schaltiere daraus nehmen. Sein Auge ward offen für alles Schöne in der Natur draußen; er achtete auf das Geschrei der Vögel und konnte sie alle voneinander unterscheiden. Er schlenderte auf der Insel umher und suchte Nester; er ging vorsichtig damit um, hütete sie den ganzen Sommer und lag wie auf Dornen an jenen Tagen, wo er erwarten durfte, daß die Eier ausgebrütet wären.

Zuweilen fuhr er mit dem Vater auf den Fischfang; meist aber war er der Gehilfe der Mutter, half ihr Holz in die Küche und kleine Wassereimer vom Brunnen tragen. Dann konnte er am Herd bei ihr sitzen, während es in den Töpfen brodelte, und sie erzählte ihm Märchen und seltsame Geschichten von der See, von Schiffen und Seeleuten und am meisten vom Vater und Großvater und vom Lotsenboot mit der Flagge und dem breiten roten Streifen im Segel. Sie berichtete von dunkeln Nächten mit Sturm und Unwetter und wie sie lange zu Hause gesessen und gewartet hatte, wenn die Männer ungewöhnlich lange ausblieben und dann häufig erst am Morgen in der Dämmerung das breite Boot auf den Wellen sich zeigte, schaukelnd, mit triefend nassem Segel vom Deck bis zur Mastspitze. Sie erzählte ihm von dem Doppelfernrohr, das der Großvater von dem Engländer erhalten, dessen Schiff er in dunkler Nacht mit eigener Lebensgefahr in den Hafen gesteuert hatte, von dem Revolver, den er ein andermal für eine ähnliche Tat erhalten hatte, erzählte von dem Großvater vom Anfang bis zum Ende seines Lebens, und welch ein Teufelskerl er gewesen sei, wenn es das Leben gegolten habe, aber gut, herzensgut, wenn man ihm nicht widersprach. Sie berichtete von des Großvaters Lotsenpatent, auf dem das norwegische Wappen — ein Löwe mit einem großen Beil in den Taten und der königlichen Krone darüber — stand. Der Großvater erschien ihm als ein Seeheld wie kein zweiter.

Und der Knabe wollte Lotse werden, das stand für ihn fest.

Aber sie meinte, das gehe nicht so schnell; Lotse könne man erst nach vieljähriger Mühe werden. Eher ein Seemann — aber darauf dürfe er nicht rechnen, wenn sie nicht die Hoffnung hätten, daß er es bis zum Steuermannsexamen bringe; denn das sei viel vornehmer, als einfacher Matrose zu werden. Die Seeleute, die sich auf das Steuermannsexamen vorbereiteten, trügen Mützen mit blankem Schirm und blaue Jacken.

So saßen sie beisammen und malten sich die Zukunft aus. Sie plauderte mit dem Kinde, als wäre jene Zeit schon da, und doch war er erst sieben Jahre alt. Es war der sechste Sommer, seit sie auf Myrholm wohnten.

Wenn sie dann Matthias heranrudern sahen, der Neze und Neusen am Hintersteven aufgeschichtet hatte und fortwährend den Kopf wendete und hinauf nach dem Hause blickte, indes er mit langen, ausgiebigen Zügen heranruderte, dann liefen sie beide um die Wette hinab nach dem Strande, daß die kleinen runden Kiesel um ihre Füße tanzten. Warm und frisch nach dem Lauf standen beide unten am Strande und lachten ihm entgegen. Sie erfaßte das Boot und zog es mit kurzem, kräftigem Zug halb auf das Trockene. Dann gingen alle drei miteinander hinauf. Matthias hatte ein Gefühl des Glückes, das er ihr zu verdanken hatte. Zuweilen faßte er sie plötzlich um den Leib oder ergriff eine ihrer Hände und sah ihr gerade ins Gesicht.

„Hast du es gut, Johanna?“

Sie lächelte nur und nickte ihm vergnügt zu.

Wenn dann der Abend kam, das ganze Meer unendlich weit hinaus sich sanft und still wiegte und nur da und dort ein Segel zu sehen war, wenn man das leichte Plätschern drunten am Strande hörte, während noch einige leichte Sommerschimmer zwischen den Wolken im Westen hervordrangen und vom Moor herein der Duft von Gras und Erde strömte, das Kind um das Haus herum lief und die Kuh gegen den Stall herabgetrippelt kam, um sich melken zu lassen, da erschien beiden das Leben draußen in den Schären hell und sonnig.

Als Johann Peter acht Jahre alt war, bekam er eine Schwester, ein mageres, kleines Ding, das Tag und Nacht schrie. Im gleichen Jahre hatte sich der Hering droben an der Küste wieder zu zeigen begonnen, und um tüchtig an der Fischerei teilnehmen und mehr für den wachsenden Haushalt erwerben zu können, verschaffte sich Matthias mit Hilfe des Lotsen auf Baerö ein größeres Deckboot.

Das bewirkte, daß er häufig auch als Lotse mit Fahrzeugen gehen konnte, die an die Küste hinauffamen; er konnte ihnen weiter hinaus auf die See entgegenfahren und sicherer sein, wenn das Wetter ein wenig stürmisch war.

Die kleine Tochter war kränklich. Sie hatte bei der Geburt nur eine Kleinigkeit gewogen und sich später zu sehr mit Schreien angestrengt. Eines Tages zur Heringszeit, als Matthias nach mehrtägiger Abwesenheit nach Hause zurückkehrte, kam ihm Johanna am Strand entgegen. Sie war bleich und lachte ihn nicht an.

„Du, Tulla ist tot,“ sagte sie ruhig: „sie ist gestern nacht gleichsam erloschen.“

Matthias ergriff ihre Hand, und sie gingen schweigend hinauf nach Hause. An der Treppe blieb sie stehen.

„Gott sei gelobt, daß wir den kleinen Peter haben behalten dürfen — du, wir wollen doch nicht klagen; das kann nicht helfen, aber ich glaube nicht, daß wir Tulla so schwer vermiffen werden.“

Als sie hineinkamen, waren sie freundlicher als je gegen den Knaben. Johanna konnte ihn fast nicht wieder vom Schoße lassen.

Matthias begann immer mehr als Lotse Dienst zu tun. Als früherer Lotsenbursche war er der beste Führer meilenweit, und der Lotse auf Vaerö, der alt zu werden begann, hatte ihm gesagt, daß er sich darum bemühen solle; vielleicht könnte er mit der Zeit sein Lotsenamt übernehmen.

Johanna hielt ihn nie zurück, wenn das Wetter auch noch so stürmisch war. Sie trieb ihn eher an. Es war wieder vorgekommen, daß ein Schoner auf der „Scharbe“ gestrandet war; drei Mann waren geblieben und das Schiff selbst ein vollständiges Wrack gleich den andern. Sie geriet in große Aufregung; daß so etwas beinahe unter ihren und Matthias Augen geschehen mußte, erschien ihr geradezu toll.

Wenn Seesturm war, lief sie auf den höchsten Punkt des Holms und spähte nach allen Seiten aus, und kaum, daß sich ein Segler blicken ließ, so trieb sie ihren Mann an: „O Herrgott! Geh ins Boot, Matthias! Die armen Leute!“

Das geschah so oft, daß Matthias ärgerlich wurde: „Zum Henker, Johanna, ich kann doch nicht jedem Segel nachlaufen, das ich sehe! Du kannst es glauben, er, dein Vater, fährt hinaus.“

„Ja, ja, Matthias, du verstehst das wohl besser als ich; aber seit der Schoner auf der bösen Schäre gestrandet ist, habe ich gar keine Ruhe mehr.“

*

*

*

Die Jahre verstrichen, und Johann Peter wurde im Herbst drüben in der Kirche auf Vaerö konfirmiert. Während des Winters war er mit auf dem Heringsfang, und zu Beginn des Frühlings war man der Meinung, daß er eine Tour zur See machen solle. Er konnte wohl sogleich als Leichtmatrose Feuer erhalten, so tüchtig, seegewohnt und befahren wie er war. Uebrigens wollte man ihn nur diese eine Tour machen lassen, damit er sich ein wenig umsehen konnte. Später sollte er hinüber zu einem Onkel seines Vaters, zu dem alten Andreas Digersund, der als der tüchtigste Bootsbauer an der ganzen Küste bekannt war. Bei ihm konnte er dann das Bootsbauerfach erlernen und später versuchen, sich daheim bei den Eltern durchzubringen und den Bootsbau zu betreiben.

Der Frühling kam, und er erhielt Feuer auf einer Brigg nach einem Ostseehafen. Johanna meinte sterben zu müssen, als er abreiste; sie verlor ihre ganze Fassung. Matthias hatte sie früher nie so gesehen, das sah ihr gar nicht ähnlich.

Und in den nächsten vierzehn Tagen redete sie von nichts anderm als von Johann Peter. Sie konnte eines seiner aufgehängten Kleidungsstücke oder den Löffel, mit dem er gegessen, oder ein Stück Werkzeug, das er benützt hatte, nicht ansehen, ohne daß ihr die Tränen in die Augen traten. — „O Herrgott, der arme Junge! Wie es ihm wohl gehen mag, Matthias!“

Dann kam ein Brief von ihm aus Riga; er war gesund und vergnügt und wollte ein paar Touren nach Schweden, Dänemark und Deutschland unternehmen und im Herbst mit der Brigg heimkehren, um nachher zu dem Onkel in Digersund zu reisen.

Der Brief beruhigte sie, und der Sommer verging still und glücklich. Sie arbeiteten fleißig zusammen, plauderten von dem Jungen und besorgten das Haus. Es wurde alles geputzt und hergerichtet; das kleine Gartenstück, das im Lauf der Jahre um das Haus herum angewachsen war, erhielt ein neues, weiß angestrichenes Stafet und der Stall ein neues Dach; inwendig wurde das Haus bemalt und die Brandmauern getüncht. Alles, um Johann Peter, wenn er heimkam, eine Freude zu machen.

Den ganzen Sommer wurde gut gefischt und verkauft und nicht wenig beiseite gelegt, denn Johann Peter sollte eine gute Ausstattung haben an Kleidern und Geräthen, wenn er zum Onkel in Digersund reiste.

Niemand hätte geglaubt, daß jemand es zu solchem Glück und solchem Wohlstand da draußen in den wilden, nackten Schären bringen könnte.

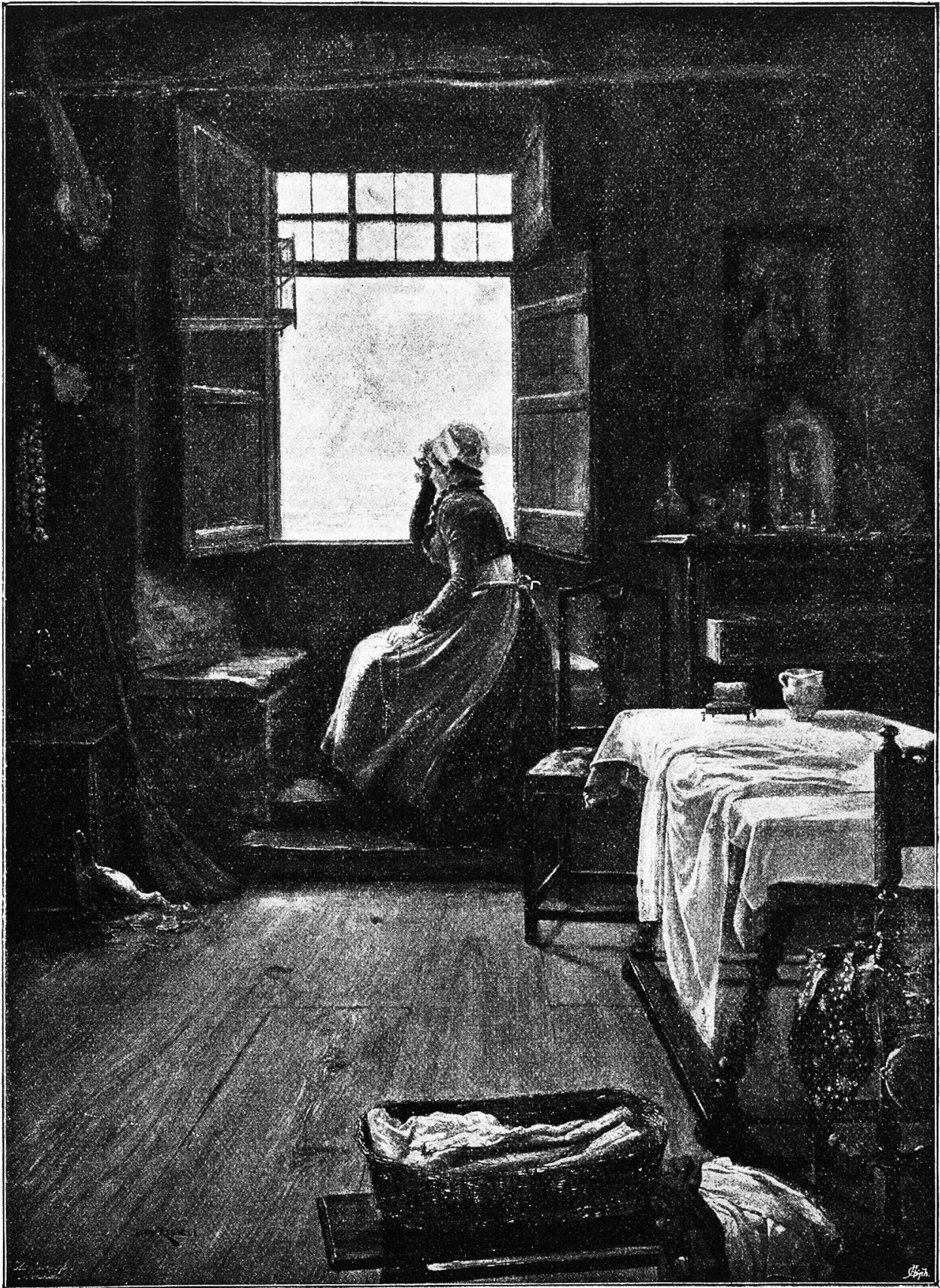
* * *

Es war Mitte September. Nach einer ganzen Reihe warmer, sonnenheller Tage, an denen das Meer stille da lag und Scharen von Vögeln draußen zwischen den Schären sich sonnten, hatte das Wetter plötzlich umgeschlagen. Es begann eines Mittags loszugehen, und schon vor Abend war ein Sturm aus Südwest da, mit einem so gewaltigen Wellengang, wie man ähnliches kaum je erlebt hatte. Im Westen stand die Sonne kupferrot mit schwarzvioletten, bleischweren Wolkenlagen, die gleichsam vom Meere aufgewaschen wurden. Als der Sturm erst das Meer aufgewühlt hatte, nahm es gleichsam ohne Ende zu. Es war, wie wenn die Wellen, die sich draußen am Horizont erhoben, größer und größer würden, je weiter herein sie kamen, während sich draußen noch größere Riesen aufstürmten. Der ganze Raum war erfüllt von einem einzigen unaufhörlichen Heulen, und das Meer ließ ein Gebrüll hören, das zunahm und von Minute zu Minute furchtbarer wurde. Draußen vom Meere her kamen Scharen von Vögeln, flatternd, freischend, in buntem Durcheinander, gleichsam steuerlos durch die Luft daher — es galt nur, irgendwo Schutz zu finden. Man hatte ein paar Fahrzeuge gesehen; eines hatte versucht, gegen den Wind zu steuern, das andere fuhr mit ein paar winzig kleinen Stumpffsegeln; später war das erstere wieder gesehen worden, ebenfalls von den Segeln befreit und weit draußen unter Stumpffsegeln schaukelnd.

Gegen Abend war alles nur Gisch, Gebrüll und Geheul. Die See fegte über die Schären hin, selbst dort, wohin sie nie vorher gedrungen war.

Johanna war droben auf dem Holm gewesen und kam nun herein, die Wangen gerötet, eifrig, mit unruhigem Blick und atemloser Hast.

„Matthias, Matthias, es ist ein Schiff draußen! Bei Gott, ich sah die Masten, ich sah deutlich ein paar kleine Segel, und mich dünkte, als hörte ich



Vor dem Sturm. Nach dem Gemälde von Eugén Renazzi.

einen Schuß! Du mußt ins Boot, Matthias! Sie stranden gewiß sogleich, die armen Menschen!"

Matthias saß am Fenster und blickte hinaus; eine zeitlang verhielt er sich ruhig, ohne etwas zu sagen! dann sah er sie an, gerade in dem Augenblick, als sie wiederholte: „Du mußt, Matthias, du mußt — es wäre eine große Sünde! Wenn sie sich nur in den Schuß von Baerö retten können! Du mußt ihnen helfen, Matthias!"

„Daß du doch so unsinnig reden kannst, Johanna! Du solltest doch auch ein Einsehen haben, meine ich. Es ist so unmöglich, jetzt im Boot hinauszugehen, als zu schwimmen. Was meinst du, wie sollte ich zu ihnen gelangen können? Glaubst du, das sei ein Wetter, um hindurchzukreuzen?"

„Es ist eine große Sünde, Matthias! Du bist früher doch oft in ebenso schlechtem Wetter draußen gewesen!"

„Ja, aber nicht allein."

„Ich werde dich begleiten."

„Du?"

„Ja, ich!"

„O nein, Johanna, so habe ich es nicht gemeint."

„Ja, aber ich sage, es ist Sünde, Matthias!"

Tränen erstickten ihre Stimme, und sie konnte nur mühsam sprechen.

Er ergriff ihre Hand. „Ich möchte fast glauben, daß du mich los sein wollest, Johanna!"

„O, daß ich das hören muß, Matthias! Gerade du weißt es so gut! Aber mir ist es so seltsam. Es will mir nicht aus dem Sinn, daß dies Sünde ist — daß du helfen könntest."

„Es ist so unmöglich, Johanna, als es nur irgendwie sein kann. Und nun verschone mich. Kein solches Gerede mehr heute abend!"

„Ich kann es nicht vergessen, Matthias!"

Spät am Abend gingen sie zu Bette. Johanna blieb schlaflos liegen; Matthias schlief unruhig. Einmal glaubte sie einen dumpfen Schuß zu hören; sie versuchte sich einzureden, daß sie sich geirrt habe und ein Schuß in dem Donnern der See und dem Sturm nicht gehört werden könnte. Später glaubte sie den Schuß nochmals zu hören, diesmal gerade unter den Fenstern.

Sie weckte Matthias. „O Herrgott, Matthias, ich hörte einen Schuß gerade unter den Fenstern."

„Beruhige dich, Johanna, du hast dich geirrt, du liegst da und bildest dir nur etwas ein — und wir können nichts dabei tun."

Dann wurde es still, und gegen Morgen konnte sie einschlafen.

*

*

Am folgenden Nachmittag ließ der Sturm nach; das Wetter hellte sich auf, aber die See ging noch ziemlich hoch. Matthias war nach der Nordseite

des Holms hinaufgegangen; er stand und beschattete mit der Hand die Augen und starrte fortwährend hinauf nach der „Scharbe“. Er konnte den Blick nicht von der Klippe abwenden; sie schien heute eine andere Form zu haben als sonst, aber es war nicht so leicht zu sehen; es war eine gute Meile bis dort hinauf, und es brandete noch tüchtig da droben.

Am nächsten Tag war Sonnenschein und beinahe Windstille; die Luft war träge, wie wenn Himmel und Meer ermattet wären. Da kamen ein paar Männer in einem Boot mit ganz schlaffen Segeln vorübergeglitten. Sie erzählten, daß in der Sturmnacht wieder ein Fahrzeug auf der Schäre gestrandet sei. Man hatte am folgenden Nachmittag noch etwas vom Wrack gesehen; so viel man erkennen konnte, war es eine Brigg gewesen, aber nun hatte es die See verschlungen. Von der Mannschaft hatte niemand etwas gehört.

Matthias erzählte es Johanna.

„Ja, das waren sie, die ich schießen und jammern hörte, denke ich,“ war alles, was sie sagte.

„Ich hätte nicht helfen können, Johanna.“

„Ich glaube doch.“

Matthias antwortete nicht mehr, und sie sprachen mehrere Stunden kein Wort zusammen.

Gegen Abend sahen sie das Boot des Lotsen von Baerö nach der Insel hineinsteuern.

Sie standen beide unten an der Brücke, als es anlegte.

Er reichte Matthias die Hand, als er heraufkam; dann nahm er die Hand der Tochter und führte sie, während er aufwärts ging.

„Und habt ihr von der Brigg gehört, die draufgegangen ist?“ war das erste, was er sagte.

„Ja,“ antwortete Matthias.

„Arme Leute!“ setzte Johanna hinzu.

„Und wißt ihr, was es für eine Brigg gewesen ist? — Es war die „Hermine“ von Jörgensen, diejenige, auf der Johann Peter war. Sie hatten gewiß versucht, in den Schutz von Baerö zu kommen. Ich habe es erst heute erfahren.“

Johanna riß sich von dem Vater los.

„Matthias!“ schrie sie und ergriff ihn am Arm, „Matthias, Matthias!“ Sie schüttelte ihn hin und her. „Johann Peter war es, und du hast nicht gewollt!“ Dann sank sie bewußtlos am Strand zu Boden, und die beiden Männer mußten sie hinauftragen.

Droben in der Stube legte sie sich mit dem Gesicht auf das Ruhebett und schluchzte laut, und dort lag sie stundenlang. Dann und wann erhob sie das Gesicht, um zu horchen, während der Vater da saß und von dem Schiffbruch erzählte, was er vernommen hatte. Ein paarmal versuchte Matthias, mit ihr zu reden; aber sie wehrte nur mit der Hand ab: „Nein, nein!“

Der alte Lotse berichtete, daß eine grünbemalte Kiste bei Vaerö ans Land getrieben worden sei. Beim Deffnen habe man gefunden, daß die Brigg die „Hermine“ gewesen war. Ein toter Mann war eine Strecke weit droben im Fjord ans Land geschwemmt worden, und Fischer hatten einen eisenbeschlagenen Seestiefel ins Netz bekommen. Einige Kinder hatten gestern einen weichen Filzhut gefunden, als sie draußen beim Fischen gewesen waren, und es wurde erzählt, daß man droben am Land viele Schiffstrümmer gesehen habe.

Als der Lotse nach Hause zurückkehrte, wollte Johanna mit; aber er wehrte ab. Sie habe ihren Platz bei Matthias, besonders jetzt in der Zeit der Trauer . . .

Lange ging sie und wartete darauf, daß sich alles als ein Irrtum erweisen würde, daß es ein anderes Schiff gewesen und Briefe von Johann Peter selbst kommen und es bezeugen würden. Aber es blieb bei der Hoffnung, es kam nie mehr ein Brief von Johann Peter.

* * *

Draußen in den Schären an einem blanken Sommertag.

Johanna geht langsam droben am Abhang hinaus nach dem Meere. Da sieht sie Matthias heranrudern. Sie setzt sich nieder. Sie sieht, wie er unten in der Bucht anlegt. Er geht langsam hinaus dem Hause zu; sie sieht ihn eintreten. Er kommt wieder heraus und verschwindet auf der andern Seite des Hauses; er geht und sucht nach ihr. Sie steht auf und steigt hinab nach Hause; sie tritt ein und setzt sich. Lange nachher kommt Matthias herein; er ist um die Insel herumgegangen und hat nach ihr gesucht.

„So, du bist daheim, Johanna!“ ruft er freudig.

„Wie du siehst,“ antwortet sie trocken.

* * *

Draußen in den Schären an einem Sturmtag.

Matthias ist droben auf dem Holm gewesen; er hat weit draußen einen Dampfer gesehen und glaubt, daß er ihn lotsen könne.

Er tritt in die Küche.

„Bringe die Stiefel und den Südwester, Johanna; es ist ein fremder Dampfer auf der See; ich meine, daß ich es versuchen will.“

Sie lacht bitter. „Hüte dich, Matthias, du könntest naß werden!“

* * *

Er kommt eines Abends heim, nachdem er auf Vaerö beim Schwiegervater gewesen ist. Johanna liegt auf dem Ruhbett und erhebt sich nicht. Er setzt sich neben sie; sie wendet den Kopf gegen die Wand und tut, als wenn sie ihn nicht hörte.

„Soll grüßen von deinem Vater, du.“

Sie antwortet nicht.

Nach einer Weile setzt er hinzu: „Er wird alt jetzt und hat das Lotsen satt; er will, daß ich mich für seinen Posten melden soll.“

„Du?“

Er bemerkt die Verachtung im Ton nicht.

„Ja, er meint, daß ich ihn erhalten würde. Ich bin hier herum am besten bekannt.“

Sie wendet sich um und sieht ihn wie erstaunt an. „Gott tröste diejenigen, welche in Gefahr sind!“

„Johanna!“

„Ja, du hast einmal deinen eigenen Sohn im Stiche gelassen!“

„Vergißt du das nie, Johanna? Und willst du nie zugeben, daß ich auf keine Weise habe helfen können?“

„Nein, niemals!“

„Meinst du, ich habe nicht ebenso viel Freude an dem Kinde gehabt als du?“

„Unmöglich!“ Sie kehrt sich gegen die Wand. „Laß mich in Frieden, Matthias!“

* * *

Nach und nach verfallen sie, die Gebäude draußen in den Schären. Das weiße Stafet, das nebst so manchem andern in jenem Sommer hergestellt wurde, liegt längst am Boden und ist nicht wieder in stand gesetzt worden. Steine sind vom Dach geweht worden, ohne daß neue an ihre Stelle gesetzt worden wären. Drunten an der Bucht hat die See den größten Teil der Brücke fortgerissen, und niemand hat sie ausgebeffert. Matthias hat sich einmal um das Amt des Lotsen auf Vaerö beworben, es aber nicht erhalten, weil es hieß, daß er des Trinkens sich nicht enthalten könne. Die Frau liegt den ganzen Tag auf dem Ruhebett oder sitzt draußen am Abhang, mit den Händen im Schoß.

Niemand hat je gesehen, daß jemand das Leben so schwer genommen hat, wie die beiden dort draußen, und niemand kennt die Ursache. Niemand außer ihm und ihr weiß, warum das Dasein draußen in den Schären so grenzenlos schwer zu leben ist.

Häusliches Glück.

Meines Hauses Porphyrsäulen
Sind auf Lieb und Treu erbaut;
Ob auch Stürme drüber heulen,
Rasch der Himmel wieder blaut. —

Unterm Dache girrt die Taube
Ländlicher Zufriedenheit,
Und am Fenster rankt die Traube
Aus der Hoffnung grünem Kleid.

Vöglein singen drauß' und drinnen,
Frohe Frühlingmelodei'n;
Tausend Freudenbächlein rinnen
Rings im Morgensonnenschein. —

Rob. Stäger, Bern.